Auf dem Riff.

Erzählung von Magda Schuh.

Wie eine mächtige Glocke aus Lapislozuli lag der Himmel über der Nordsee. Das Wasser schimmerte weiß und blendend. Es war, als wollte die Natur, die hier während des größten Theiles des Jahres in eintönigen Farben malt, heute die Augen der Bewohner des kleinen friesischen Eilandes, auf das uns unsere Erzählung führt, durch Farbenreichthum für das ganze Jahr entschädigen. Das mochte auch das junge Mädchen empfinden, das eben aus der Thür ihres Hauses in die flimmernde Mittagsgluth hinaustrat.

Kathrin Olaffen war ein schönes Mädchen. Sie hatte blaue Augen, frische Farben und prachtvolles goldenes Haar. Ihr Gesichtsausdruck sagte deutlich: Freundlich gebeten, bin ich sehr gern gefällig und bringe meinen Freunden selbst Opfer; unwirsch angegangen, zeige ich meine Zähne. Kathrin war heute schon sehr fleißig gewesen. Sie hatte den Haushalt in Ordnung gebracht und das große Boot ihres Vaters sowie die sämmtlichen Fischwannen ausgescheuert. Darauf hatte sie den Tang aus den Netzen entfernt, die Steine nach unten, die Holzpflöckchen nach oben gezupft und der Mutter geholfen, das Mittagessen zu kochen. Jetzt, nach dem Essen, war sie für's erste frei und wollte ein Weilchen auf das Meer hinausrudern. Aber als sie ihr Boot klar machen wollte, kam die Müdigkeit. Kathrin dachte: Wozu sich bei der Hitze anstrengen? Ich will mich lieber hier ein bischen ausruhen. Und das kann ich in dem alten morschen Boot, das höchstens noch 'mal beim Krabbenfang dient, ebenso gut. Sie legte sich in das Boot, verschränkte die Arme unter dem Kopf, blinzelte in den blauen Himmel und hing ihren Gedanken nach. Sie hatte ihn sehr lieb, den blonden, hübschen, stattlichen Wilhelm mit den guten Augen; aber sie war der Meinung, daß er das durchaus nicht zu wissen brauche. Wie gut, daß man an einen Menschen denken kann, ohne daß er's weiß! Denn es ihn wissen lassen, daß ich ihn mag, o nein, so weit sind wir noch lange nicht! Dazu sind wir viel zu stolz. Mag er nur weiter werben. Eine Kathrin Olaffen ergiebt sich nicht so leicht. Aber wenn Wilhelm nun doch dächte, ich möchte ihn nicht, und bewürbe sich um eine andere! Das wäre schrecklich! Aber das thut er nicht, dazu ist er zu treu. Zu treu? Ein Mann zu treu? Hat man ihr nicht von einer blauen Blume erzählt, die auf einen Hauch ihre Blättchen verliert, und die man deshalb Männertreu getauft? Ja. Aber Wilhelm's Art ist nicht wie die der Blume, nein, Wilhelm's Sinn gewiß nicht.

Kathrin athmet ordentlich auf bei dem beruhigenden Gedanken. Wie liebe, gute Augen Wilhelm hat, und wie treu und fast zärtlich er sie immer ansieht! Ach, welch' eine Wonne das ist, so angesehen zu werden! Und glückselig lächelnd, schläft sie ein. Sie schläft fest und süß und merkt es daher nicht, wie sich Schritte ihrem Kahne nähern. Der Kommende hat kein vertrauenerweckendes Aeußere. Zwar ist seine Gestalt groß und stattlich, die Gesichtszüge sind regelmäßig und ihr Ausdruck durchaus intelligent. Aber der günstige Eindruck, den das alles hervorrufen könnte, wird beeinträchtigt durch einen Ausdruck der Tücke und Verschlagenheit, der das Gesicht entstellt. Der sich stets in den Mienen des Mannes ausprägende Zug des Hohnes scheint sich noch zu verschärfen, indem er die Schläferin erblickt. Er beobachtet Kathrin eine Weile. Die Sonnenstrahlen lassen ihr Haar aufleuchten wie gesponnenes Gold. Sie spielen auf Kathrin's Gesicht, als könnten sie sich nicht satt sehen an dessen jugendfrischer Schönheit und glücklichen Ausdruck. Der Mann sieht das auch alles, und in seinem Herzen streiten Haß und Liebe um die Oberhand. Da sagt die Schlafende ganz leise: Ja, Wilhelm, und der Haß hat gesiegt. Vorsichtig sieht er nach allen Seiten, ob kein Beobachter da ist, dann nimmt er leise die Ruder aus dem Boot, löst den Strick, mit dem es befestigt ist, und schiebt es behutsam dem Meere zu. Dann geht er an das Ufer zurück und murmelt: Ich will dich lieber todt als in den Armen des anderen sehen. Du bist die einzige gewesen, die ich je geliebt habe, die einzige, die je etwas wie Macht über meine Seele gehabt hätte. Du willst mich nicht, nun gut; so lerne einsehen, was es heißt, einen Mann wie mich zum Feinde zu haben.

Das Boot schwamm weiter seewärts. Als es weit, weit draußen auf dem Meer war, trieb es die Strömung einem Riff zu. Jetzt war es auf einem unter dem Wasser liegenden Felsen aufgefahren. Es hatte einen mächtigen Ruck gegeben, durch den das Boot leck wurde. Kathrin erwachte. Sie blickte erstaunt um sich. Träumte oder wachte sie? Wie kam sie hierher an diese Riffe? Hat sich das Boot selbst vom Strick gelöst? Und wie sind die Ruder aus dem Boot gekommen? Kathrin vermag sich ihre Lage nicht zu erklären, erkennt aber, sobald sie sieht, daß das Wasser schnell in das Boot hineindringt, deren ganze Furchtbarkeit. Zum Glück konnte sie vom Boot aus auf einen etwas aus dem Wasser hervorragenden Fels klettern. Von ihm einen Schritt aufwärts befindet sich eine größere, schräg abfallende Felsplatte, von der Kathrin wußte, daß sie zur Zeit der Ebbe ein wenig aus dem Wasser rage. Kurze Zeit nach Eintritt der Fluth rauschen die Wogen über sie hinweg. Die Felsen sind deshalb von den Schiffern sehr gefürchtet, und zur Warnung für die vorbeikommenden Fahrzeuge ist auf der Platte eine eiserne Signalstange angebracht. Kathrin steht neben dieser und sieht traurig nach dem Boot. Sie weiß, daß es schon im gewöhnlichen Zustand Wasser durch die Nähte zieht, weiß, daß es ihr ganz unmöglich ist, das große Leck zu stopfen, und daß sie darum auf das Boot gar nicht mehr rechnen kann. Sie ist ein tapferes Mädchen, aber hier in der Einöde, mit der kommenden Fluth den Tod vor Augen, wird ihr sterbensbange. Ach, wäre ich doch zu Hause bei den Eltern, denkt sie. Bei dem strengen, aber grundehrlichen Vater, bei der seelenguten, gebrechlichen, verschüchterten Mutter, die schon zwei Söhne auf der See verloren hat, und deren einziges Glück Kathrin ist. Oder wüßte Wilhelm um meine Todesangst und Noth! Er könnte es jetzt auch erfahren, wie lieb ich ihn habe. Ach, er würde mich ja mit Lebensgefahr retten. Oh, lieber, lieber Gott, hilf mir doch! Habe ich denn etwas schweres verbrochen, daß du mich so hart strafst? Ich war trotzig und eigenwillig, aber doch fast immer nur gegen solche Menschen, die ich nicht leiden konnte; gegen andere doch nie. Und nun soll ich hier einsam und allein verderben im weiten schaurigen Meer?

Das Wasser steigt langsam, aber stetig, und jetzt spült die erste Welle über die Felsplatte. Nach einer Weile leckt das Wasser an Kathrin's Schuhen empor. Hier und da netzt eine Welle ihren Kleidersaum. Das Mädchen hat alle Gesangbuchlieder, die es weiß, heruntergemurmelt. Nun spült das Wasser schon um Kathrin's Füße. Am Himmel kommen dunkle Wolken dahergezogen, und die See fängt an unruhig zu werden. Ein Sturm scheint im Anzug zu sein. Die Wellen werden größer und höher und schmücken sich mit weißen Kämmen. Er rauscht und wogt und gurgelt unheimlich dicht um sie herum. Verzweifelnd starrt Kathrin auf das sie wild umfluthende Wasser. Ueberall, soweit ihr Auge reicht, dasselbe bewegte Bild — nirgends ist ein Boot oder ein Schiff zu entdecken.

Kathrin betet ein Vaterunser nach dem andern. Immer fester umklammert sie die Signalstange, und immer höher spülen die Wogen an ihr hinauf. Da schlägt die erste Welle klatschend gegen ihren Rücken. Wenn sie die Stange nicht hätte, könnte sie dem Wasser schon längst keinen Widerstand mehr leisten. Immer krampfhafter klammern sich die erstarrten Finger um diese. Scheint es ihr doch, als ob die Wellen, die bis nach ihrem Hals hinaufsprühen, die langen Finger sind, die der Tod nach seinem Opfer ausstreckt. Wie sie wohl zu Hause um mich trauern werden, murmelt sie vor sich hin, ach, und ich bin noch so jung und lebte so sehr, ach so sehr gern. Lieber Gott, hast Du denn gar kein Erbarmen mit mir? Da — ist's möglich — sieht sie ein Boot auf das Riff zu kommen! Der Uebergang von der tödtlichsten Angst zur Hoffnung ist so jäh, daß ihr die hellen Freudenthränen über die Wangen strömen. Wer mag da kommen, um sie zu retten? Kathrin winkt, und der Schiffer thut ein gleiches. Das Boot kommt näher und näher. Sie strengt ihre Augen auf's äußerste an, um den Insassen zu erkennen.

Doch, darf sie ihren Augen trauen? Ist es wirklich Peter, der lästige Freier, den sie neulich mit höhnenden Worten abgewiesen hat, der da kommt, um ihr Hülfe zu bringen? Heute erscheint ihr der Mann wie ein rettender Engel. Aber woher weiß er, daß sie in Todesnoth ist? Jetzt ist er schon ziemlich nahe, und Kathrin hört ihn sagen: „Ich sah vom Lande aus ein Boot dem Meere zutreiben. Ich dachte, das Boot sei leer und müßte hier landen. In dem Glauben, es gehöre deinem Vater, ruderte ich ihm nach. Wie merkwürdig, dich hier zu finden! Jetzt kommt dir der verschmähte Freier zum Retten wohl gerade recht?"

„Gewiß", erwiderte Kathrin. „Ich danke Gott so innig, wie man nur danken kann, daß du kommst. Und ich sehe auch ein, daß es nicht recht von mir war, dir neulich so eine unfreundliche Antwort gegeben zu haben", fügte sie hinzu, in dem Bestreben, ihr Unrecht gut zu machen, ehe sie eine Gefälligkeit von Peter annahm.

„So, das siehst du ein? Das ist ja nett von dir", antwortete der Mann und hielt sein Boot in einiger Entfernung.

„Ja, aber so bring doch das Boot heran, damit ich hineinkommen kann. Du siehst doch, wie weit ich schon im Wasser bin."

Der Mann sagt lächelnd: „Für meine Braut ist Platz im Boot, für ein anderes Mädchen nicht."

Mit weitgeöffneten Augen, starr, entsetzt, blickt Kathrin ihn an. Ist's möglich? Hat so viel Schlechtigkeit und Tücke in einer Menschenseele Platz?

„Ehe ich solch Scheusal wie dich heirathe, ertrinke ich lieber", enschlüpft es dem Munde des Mädchens unbedacht.

„Nach dieser Antwort könnte ich eigentlich nach Hause fahren!" hohnlacht der Mann, „aber die Fluth steigt noch höher, und mit ihr dürfte sich auch die Gesinnung Fräulein Kathrin's ändern."

„Und schämst du dich denn gar nicht, die Nothlage eines Menschen so auszunutzen? Bist du nicht zu stolz, ein Mädchen, das dich nicht mag, zur Frau haben zu wollen?" bricht Kathrin los.

„Bei jeder andern wär' ich's, bei dir nicht, denn du mußt mein werden, um jeden Preis", antwortete Peter. „Schon um dich quälen zu können für alle Zurückweisung, für allen Stolz, für alle Verachtung, die du mir gezeigt hast. Ja, sieh mich nur mit Augen an, aus denen das Grauen spricht. Hättest du ein bischen Liebe für mich gehabt und mich erhört, ich hätte dich auf Händen tragen und dich halten wollen, wie noch keine Fischersfrau gehalten worden ist. Du weißt, ich kann's, denn ich habe Geld."

„Besser, arbeiten wie eine Magd und trockenes Brod essen an der Seite eines rechtschaffenen Mannes, als im Reichthum an der Seite eines Schurken leben", entgegnete Kathrin. „Ich habe dich nie leiden mögen; schon als Kind habe ich dich für einen schlechten Jungen gehalten, aber für so schlecht, wie du dich heute zeigst — nein, so kannst du ja ganz unmöglich sein. Du thust wohl nur so, um mich zu ängstigen, und bist viel besser, als du scheinst. Und nun, nimm mich doch endlich in dein Boot, und du sollst sehen, daß ich dir zeitlebens dankbar sein werde."

„Als meine Frau?"

„Nein."

„Dann täuschest du dich; doch ich kann warten", sagt Peter.

Mit fast irren Augen starrte Kathrin auf das Wasser. Da kommt eine besonders schwere Woge und rollt über ihren Kopf hinweg. Das Mädchen richtet sich wieder empor. Hilf mir, lieber Gott, hilf mir! fleht sie in Todesangst. Aber kein Boot als das des Verhaßten ist zu sehen, weit und breit. Meine armen Eltern, meine arme Mutter, stöhnt Kathrin leise. Und mit einem mal ist es ihr, als riefe die Mutter ihr zu: Laß dich retten, Kathrin, mir zu Liebe. Ich bitte dich nicht mehr, Peter zu nehmen, weil er reich ist, nur weil ich es nicht überleben würde, mein drittes, letztes Kind zu verlieren. — Wieder tönt die Stimme des Mannes zu Kathrin hinüber: „Willst du einsteigen?"

Abermals rauscht eine mächtige Woge daher, und mit ihr kommt die entsetzliche Todesangst über sie. Als die Welle vorübergerauscht ist und Kathrin verzweifelt nach Athem ringt, nickt sie der Richtung zu, aus der die Stimme kam.

„Dann schwöre mir bei Gott, dem Allmächtigen, daß du mich heirathest und keinem Menschen je sagen willst, was jetzt zwischen uns vorgegangen."

Kathrin zögerte. Da kam wieder eine Woge. Als sie vorübergerollt war, sagte Kathrin mit müder Stimme: „Ja".

„So, nun will ich dir helfen", sagte Peter. Er band sein Boot, das wie eine Nußschale auf den Wellen tanzte, an die Signalstange fest und half Kathrin in das Boot zu gelangen. Halb betäubt, starrte das Mädchen vor sich hin. Das Gefühl, der entsetzlichsten Todesangst entronnen zu sein, hatte ihr wohl für die ersten Augenblicke Erleichterung verschafft; nun aber fiel es ihr mit Centnerschwere auf die Seele, um welchen Preis sie sich ihr Leben erkauft hatte, und sie wünschte, sie hätte Kraft gehabt, den grausigen Todeskampf zu bestehen. Denn wie viel besser wäre es, todt da unter zu liegen, als solchem Leben entgegenzugehen.

Und etwas, das sie nie gekannt. Ekel und Abscheu vor sich selbst, ergriffen sie. In der Schule hatte sie den Lehrer einst von den ersten Christen erzählen hören. Sie hatte den Opfermuth der Märtyrer und Märtyrinnen als etwas selbstverständliches hingenommen, denn ein starkentwickeltes Selbstgefühl ließ sie schwer zur Bewunderung anderer kommen. Aber heute begriff sie zum ersten Mal das Heldenthum der Gläubigen. Heute fühlte sie sich auch zum ersten Mal in ihrem Leben klein, jammervoll klein. Ein tiefes Stöhnen entrang sich Kathrin's Mund. Finster blickte der Mann auf das Mädchen, aber keins von beiden sprach ein Wort. Längst hatten sich im Westen dunkle Wolken vor die Sonne gethürmt, die See fing an hohl zu rollen, und Peter sagte: „Gut, daß wir bald zu Hause sind, wir bekommen schweres Wetter." Was galt Kathrin das Wetter! Von dem geliebten Manne mußte sie lassen, dem Verhaßten folgen und sich selbst zum Ekel leben. Sie barg das Gesicht in den Händen, aber Thränen fand sie nicht. Jetzt war das Boot vor dem kleinen Steg angekommen, den die Inselbewohner in die See gebaut hatten. Kathrin und Peter stiegen an's Land. Schweigend blieb der Mann an des Mädchens Seite und schritt ihrer elterlichen Behausung zu.

Es war fast finster geworden, als die beiden dort anlangten. Kathrin's Mutter ging mühsam, auf einen Stock gestützt, umher, um ihren Mann zu bedienen. Das ungewöhnlich lange Ausbleiben der Tochter hatte ihr schwere Sorge gemacht. Nicht so Kathrin's Vater. Er saß mit sichtlichem Behagen und schalt dazwischen auf die Tochter, wo in aller Welt das Mädchen so lange bleiben könne. Da traten Kathrin und Peter ins Zimmer. Als der Alte anfing zu schelten, unterbrach ihn Peter: „Laßt's gut sein, Olaffen, ich habe mich eben mit Euerer Kathrin versprochen."

Der Alte legte sein Messer aus der Hand und machte ein ungläubiges, erstauntes Gesicht. „Ihr spaßt wohl, Peter; seit wann könnte Euch denn meine Kathrin leiden? Ein Mädchen wie die kriegen Euere blanken Thaler doch nicht herum", meinte er.

„Fragt Kathrin selbst, wenn Ihr mir's nicht glauben wollt", antwortete Peter.

„Sprich!" forderte der Vater das Mädchen auf.

„Ich bin seine Braut, Vater", sagte Kathrin tonlos.

„Scheinst nicht sehr vergnügt zu sein", brummte Olaffen, dem das Wohl seines Kindes doch am Herzen lag. Hätte nicht gedacht, daß du so leicht andern Sinnes werden könntest; glaubte immer ein anderer" ....

„Gebt Ihr uns Euere Einwilligung, Olaffen?" unterbrach Peter den Sprechenden.

„Ihr habt ja Haus und Hof und einen unbescholtenen Namen. Wenn mein Kind Euch will, hätt' ich keinen Grund, nein zu sagen", meinte der Vater und legte Kathrin's und Peter's Hände ineinander.

Dabei streifte seine Hand Kathrin's Rock.

„Dein Kleid ist ja ganz naß! Bist du in's Wasser gefallen?" forschte er.

„Ja, Kathrin fiel aus Unvorsichtigkeit über Bord", erklärte Peter.

Olaffen sah ihn mißtrauisch an. Er wollte es aber nicht mit dem neuen Eidam ganz verderben und schwieg deshalb. Aber selbst ihm, den alten, wetterharten Mann, fiel das verstörte Wesen der Tochter auf. Die Friesen sind nicht lebhaft und äußern ihre Empfindungen wenig; doch eine so stille verzweifelt aussehende Braut war selbst dem alten Schiffer unbegreiflich. Da unterbrach Kathrin's Mutter die Stille, indem sie ihrer Freude über die Verlobung Ausdruck gab. Das paßte aber dem Alten nicht. Denn obwohl keinen Grund hatte, Peter's Bewerbung abzulehnen, mochte er doch den neuen Schwiegersohn nicht sonderlich leiden. Er hatte sein Jawort nur gegeben, weil er Kathrin als die Frau Peter's gut versorgt wußte, konnte aber sonst in der Verlobung kein großes Glück erblicken. Da das Mädchen ein Gesicht machte, als liege ihr nichts an der Gesellschaft ihres Bräutigams, meinte Olaffen schließlich: „Na, dann wollen wir in's Wirthshaus gehen und da noch eins auf die neue Verwandtschaft trinken.

Als die Männer sich entfernt hatten, ging Kathrin in ihre Kammer. Nachdem sie die Kleidung gewechselt hatte, warf sie sich verzweifelt auf ihr Bett. Wie war sie vor wenigen Stunden froh und zufrieden aus dieser Kammer gegangen, und wie elend fühlte sie sich jetzt! Wie sie ihn haßte, den Mann, den ihr Schicksal so gewandelt! Und ihm sollte sie angehören ein ganzes, langes Leben lang! Entsetzlicher Gedanke! Doch ihren Schwur mußte sie halten, wollte sie nicht vor Gott sündhaft und sich und den Menschen verächtlich werden. Man hatte sie schon als Kind gelehrt, ein einmal gegebenes Wort heilig zu halten. Um wie viel heiliger war ein Schwur! Sie wollte ja ihre Pflicht thun, aber weshalb legte Gott ihr auch eine so grauenvoll schwere auf? Warum, schrie Kathrin, warum? Da klopfte es. Die Mutter begehrte Einlaß, und Kathrin mußte öffnen. Besorgt blickte Frau Olaffen ihre Tochter an.

„Ja, aber wenn du Peter nicht leiden kannst, weshalb hast du ihm denn dein Wort gegeben?" fragte diese.

„O, quäle mich nicht so, Mutter!" flehte Kathrin.

„Ich dich quälen, Kind? Ich will ja nur dein Glück", versicherte die Mutter. „Wilhelm ist gewiß ein besserer Mensch als Peter, aber er ist arm. Kennst du die Noth, die Armuth? Vielleicht etwas. Doch du bist jung und gesund, da zeigt sie ihr schlimmstes Gesicht noch nicht. Aber werde älter und kränklich; deine Pflichten werden immer größer, die Kräfte immer schwächer, das Geld immer knapper und der Mann von Tag zu Tag härter, strenger und ungerechter. Solange wir jung, hübsch und lustig sind, läuft er einem wohl nach. Sind wir alt, müde und abgearbeitet, dann ist er erbarmungslos. Hat er kein Geld, so läßt er seinen Zorn an der Frau aus; hat er welches, geht er allein seinem Vergnügen nach. Deshalb ist's nicht die Hauptsache, daß du deinen Mann liebst, wie alle jungen Mädchen denken, sondern daß dein Mann dich liebt und Geld hat. Und Peter liebt dich und ist reich. Ich bin eine alte, erfahrene Frau, und wenn du mir nicht glaubst, frage andere Weiber. Ach, Kathrin, sei verständig und denke, du hast ganz klug gethan."

„Ja, ja, Mutter," sagte Kathrin gehorsam, „ich werd's versuchen."

„So ist's recht, Kind," meinte die Mutter und ging beruhigt hinweg.

Kathrin konnte es in der Kammer nicht mehr aushalten und schlüpfte in's Freie. Sie wollte nach den Dünen. Nur einmal unter Gottes freiem Himmel seine Qual hinausscheien dürfen wie ein gehetztes Thier! Kathrin bog eben um eine Ecke, als sie mit jemand zusammenstieß. „Wilhelm!" „Kathrin!" klang es zu gleicher Zeit, und dann standen beide einander stumm gegenüber. Endlich begann der Mann: „Sag's selbst, Kathrin, ob's wahr ist, daß du Peter's Braut bist? Dein Vater sagt es, und Peter sagt es, aber ich, ich glaube es nur, wenn du es mir selbst lagst."

„Ich bin's, Wilhelm," antwortete das Mädchen tonlos.

„Narr, der ich war, zu glauben, du hättest mich gern!" brauste der Mann auf. „Jeder ist ein Narr, der einem Mädchen traut und glaubt. Und wie fest hatte ich auf dich gebaut, Kathrin, o wie felsenfest! Die Kathrin ist wohl spröde und trotzig, ehe sie mein ist, aber dafür wird sie nachher auch treu wie Gold sein, dachte ich, und nun ist alles an ihr falsch; alles; alles, alles, nur nicht die Liebe zum Geld, zum elenden, schmutzigen Geld, nur die allein ist echt! O pfui und nochmals pfui über euch Weiber!" Und wie Schluchzen erschütterte es des kräftigen Mannes Brust. „Sag's, daß ich irre, Kathrin, daß alles nicht wahr ist!" bat er weich.

„Es ist wahr, Wilhelm", sagte Kathrin leise.

„Dann muß Peter List oder Gewalt gebracht haben, und Gnade Gott dem Schurken! — Sag' mir, Kathrin, wie's kam! Du bist ja kein Mädchen, das das Gold blendet. Ich kenne dich doch und weiß, daß du Peter schon als Kind nicht leiden mochtest, ja daß du mich immer viel, viel lieber hattest als ihn. O, Kathrin, sag', wie konnt' es so kommen?"

„Ich darf nicht, Wilhelm, ich kann nicht! Hab' Erbarmen mit mir, ich bin ja so grenzenlos elend!"

Und erschüttert von dem Jammer, der aus des Mädchens Worten klang, bat der Mann nochmals: „Hab' doch Vertrauen zu mir und klag' mir dein Leid!"

Aber Kathrin antwortete immer wieder: „Ich kann nicht, Wilhelm."

„Oder du willst nicht!" hohnlachte schließlich der Mann und stürmte davon.

Kathrin blickte starr vor sich hin. Es war ihr, als könne sie sich nie im Leben mehr über etwas wundern. Er, zu dem sie unbegrenztes Vertrauen hatte, hielt sie für geldgierig und treulos. Wie das wehe that, von dem liebsten Menschen, den sie auf der Welt hatte, verachtet zu werden! Es war doch schon traurig genug, daß sie Wilhelm für immer verloren hatte; da wäre sie wenigstens gern im Frieden mit ihm auseinandergegangen, um künftig in alter Freundschaft an ihn denken zu können. Doch als Braut eines andern durfte sie überhaupt nicht mehr an Wilhelm denken. Aber war denn das möglich? Hatte sie nicht seit Jahresfrist all ihr Glück in dem Gedanken an ihn gefunden? Und was sie bisher so froh gemacht, war nun mit einem mal Sünde? Hatte der Gott, der Himmel und Sterne, Erde und Meer erschaffen, nicht auch ihr Herz gemacht, das so heiß nach Glück verlangte? Und wenn er Welten und Sonnen und Meere schaffen konnte, weshalb hatte er dann nicht ein bischen, ein klein bischen Glück für ihr Herz übrig? Und plötzlich lag Kathrin auf den Knien, und durch das Brausen des Meeres, das Wehen des Windes und das Rauschen der Föhren klang leise eine Stimme aus einer gequälten Menschenbrust: Lieber Gott, es ist gewiß Sünde, das alles zu denken, aber ich weiß nicht aus noch ein; hilf mir in meinem Unglück den richtigen Weg finden und laß mich rechtschaffen bleiben, lieber Gott, nur rechtschaffen!

Die Tage waren kürzer und die Abende länger geworden. Kathrin nähte an ihre Aussteuer. Aber die Nadel flog nicht flink durch das Leinen. Früher hatte sie bei ihrem Werk fröhlich gesungen: „Abeit macht das Leben süß, Arbeit hält uns munter", oder: „Fleißig, sittsam, schmuck und rein, das muß jenes Mägdlein sein, das lockt wackre Freier", und erst, wenn sie alle vergnügten Lieder, die sie wußte, durchgesungen hatte, kam zuletzt das traurige: „Spinn, spinn, spinn, Tochter mein" an die Reihe. Bei dem Schluß: „Traurig das Mädchen spann, niemals kam der Freiersmann" hatte Kathrin das arme Mägdlein, dem nie der Freier kommen würde, immer sehr bedauert. Und wie beneidenswerth erschien ihr dieses heute! Sie wollte schon dankbar und zufrieden sein, wenn nur der verhaßte Freier nie käme. Sie wollte ja gar kein Glück mehr, wenn sie nur des entsetzlichen Schwurs ledig wäre. Sie wußte genau, daß ihre Bitten bei Peter nichts ausrichten würden, und doch lehrte das Grauen vor ihm sie einen letzten Versuch. Auf den Knien hatte sie gelegen und gebeten: „Sei barmherzig, Peter, gieb mich frei." „Nein!" hatte der Mann hart wie Stein erwidert. Kathrin war mit dem festen Entschluß aufgestanden, ihrem Leben ein Ende zu machen. Morgen mußte sie für ihren erkrankten Vater zur Stadt, um Fische zu verkaufen; aber wenn sie zurückgekommen sein und dem Vater das Geld abgeliefert haben würde, wollte sie ihr Vorhaben ausführen.

Früh am Morgen des nächsten Tages ruderte Kathrin dem Festlande zu. Die Sonne schien auf das vom Winde leichtgekräuselte Meer und ließ es wie flüssiges Silber flimmern. Ihr Herz mußte sehr schwer sein, da selbst der Anblick solcher Herrlichkeit es nicht zu erheitern vermochte. In der Stadt suchte Kathrin den größten Theil der Fische an Händler abzusetzen; den Rest trug sie zu Familien, die beständige Abnehmer bei ihrem Vater waren. So kam sie auch an die Thüre einer herrschaftlichen, wunderbar schön gelegenen Villa, die so freundlich aussah, als müßte das Glück in ihr hausen. Aber die alte Wirthschafterin, die die Fische in Empfang nahm, hatte so verschwollene Augen, daß Kathrin, die jetzt einen scharfen Blick für den Kummer anderer hatte, unwillkürlich fragte: „Worüber haben Sie denn so geweint?" „Ach, 's ist so was entsetzliches bei uns passirt", klagte diese. „Sie werden's ja doch von den Leuten draußen hören; da ist's besser, ich erzähle es Ihnen selbst, wie's wirklich war. Unser Herr hatte gestern gerade einen Tausendmarkschein auf seinen Schreibtisch gelegt, als er plötzlich abgerufen wurde. Er hatte sein Zimmer aber nur für ungefähr fünf Minuten verlassen; doch wie er es wieder be-